

Rettung in die Wolfsschlucht

Webers „Freischütz“ war für ihn das Comeback: Residenzschloss und Theatrumuseum Meiningen zeigen die einzige Bühnenarbeit des Malers Werner Tübke.

In der kleinen thüringischen Stadt Meiningen mit ihrer großen Theatertradition heißen sogar Gasthäuser nach berühmten Bühnenschauplätzen. Am Rande der Altstadt findet sich deshalb die „Wolfsschlucht“, ein Lokal, das 1903 erbaut wurde, also in der Regierungszeit Herzog Georgs II., der eine selbst für die Zeit des Wilhelminismus bemerkenswerte Liebe zum Theatralischen pflegte. Allerdings galt diese fürstliche Leidenschaft der Bühne selbst, nicht der Politik – Georg machte aus seiner Residenzstadt einen Musenhof mit europaweiter Ausstrahlung und leitete höchstpersönlich das Meininger Theater. Der Herzog war jedoch kein Opernfreund, diese Kunstform wurde aus seinem Theater verbannt, und so könnte man die Eröffnung des Gasthauses „Wolfsschlucht“ als bürgerlichen Akt der Renitenz deuten – verdankt sich dessen Bezeichnung doch dem Handlungsort von Carl Maria von Webers Oper „Der Freischütz“.

Ein dem Herzog geistesverwandter Opernverächter war der Maler Werner Tübke. Der lehnte sogar Theater in jeglicher Form ab. Trotzdem hat er jetzt, zwanzig Jahre nach seinem Tod, ausgerechnet als Bühnenausstatter in Meiningen Einzug gehalten: Residenzschloss und benachbartes Theatrumuseum, das nach der Wende seinen Platz in der ehemaligen herzoglichen Reithalle gefunden hat, zeigen einen Werkkomplex des Leipziger Künstlers, der zu den großartigsten seines Schaffens gehört, entstanden für eine Inszenierung des „Freischütz“ im Februar 1993 am Opernhaus der damaligen Bundeshauptstadt Bonn.

Werner Tübke legte seine Entwurfszeichnungen für den Bonner „Freischütz“ fast alle in Bleistift an. Nur bei den Kostümen aquarellierte er, hier zu sehen auf einem Blatt von 1992 mit der Figur des Samiel, den der Künstler in ein Domino-gewand kleidete.

Foto Meiningen Museen/ VG Bild-Kunst, Bonn 2024



Das war ein Renommierauftrag, denn nicht nur saß bei der Premiere die gesamte Bonner Politprominenz bis hoch zum Bundespräsidenten Richard von Weizsäcker im Saal, die Inszenierung des seinerzeitigen Bonner Intendanten Giancarlo del Monaco erfolgte auch anlässlich der Wiedereröffnung des Opernhauses nach langer Sanierung. Dafür musste es etwas Besonderes sein, der Startener René Kollo in der Hauptrolle allein reichte nicht. Tübke war damals in aller Munde (und nicht wenige zerrissen sich das Maul über ihn), nachdem sein gigantisches Bauernkriegspanorama in Bad Frankenhausen 1989 zugänglich gemacht worden war. Ein größeres Bild ist in Deutschland nie gemalt worden – 1700 Quadratmeter, entstanden im Staatsauftrag der DDR, die keine vier Wochen nach Eröffnung des eigens dafür errichteten Gebäudes kollabierte. Nachdem Del Monaco dieses Panorama gesehen hatte, stand für ihn der Ausstatter seines „Freischütz“ fest, und Tübke ließ sich darauf ein, weil der Intendant ihm zusicherte, dass er keine Kulissen entwerfen müsse, sondern nach alter Theatertradition Prospekt liefern könne – Hintergrundmotive als Bühnenbilder im wörtlichen Verständnis, sieben Stück und jedes einzelne 170 Quadratmeter groß. Außerdem einen ebenso riesigen Spielvorhang, der während der Ouvertüre die Bühne verbergte.

Selbst bemalt hat Tübke diese gigantischen Leinwände nicht, das übernahmen Eberhard Lenk und Volker Pohlenz, die ihm schon in Bad Frankenhausen zur Seite gestanden hatten, sowie

vier Dekorationsmaler der Oper Bonn. Tübke hatte für die insgesamt acht Motive jedoch genaue Bleistiftentwürfe im Maßstab eins zu zwanzig angefertigt, die er dann in genauso große Ölbilder umsetzte, nach denen schließlich in den Bonner Werkstätten gemalt wurde – der Künstler selbst kam alle zehn Wochen zur Kontrolle aus Leipzig an den Rhein. Zu Hause im Atelier aber arbeitete er über zweieinhalb Jahre hinweg kontinuierlich am „Freischütz“, denn auch die Kostümentwürfe hatte er übernommen. Und so sind neben den jeweils acht großen Gemälden und Entwürfen noch rund hundert weitere kleinere Blätter in Aquarell und Bleistift entstanden, die bislang noch niemals im Zusammenhang zu sehen waren, obwohl das „Freischütz“-Konvolut mittlerweile Bestandteil der Sammlung des Panoramamuseums in Bad Frankenhausen ist.

Das gesamte Konvolut? Nein, die Bühnenprospekte und der Spielvorhang verblieben als nicht eigenhändige Werke im Besitz der Oper Bonn – und wurden vergessen. Erst die gemeinsame Idee der Meininger und Frankenhäuser Museumsdirektoren Philipp Adlung und Gerd Lindner, Tübkes einzige Bühnenarbeit in der Bühnenstadt Meiningen zu präsentieren, löste in Bonn eine Suche aus, die im dortigen Fundus schließlich fruchtig wurde: Vier Prospekt und der Spielvorhang hatten sich zusammengerollt erhalten, alle gemalt von den beiden Leipziger Assistenten, während die drei von den Bonner Kollegen ausgeführten Arbeiten unauffindbar blieben. Die Oper Bonn schenkte die fünf geborgenen Werke dem Theatrumuseum Meiningen, in dessen Sammlung sich schon zahlreiche großformatige Bühnenbilder befinden – für deren Präsentation braucht man eben ein Gebäude wie die ehemalige Reithalle.

Doch selbst darin ist im Rahmen der jetzt präsentierten Ausstellung „Welttheater Wolfsschlucht“ nur Platz für ein einziges dieser Bilder: den Spielvorhang, und um ihn überhaupt unterzubringen, musste auf dessen untersten Meter verzichtet werden. Trotzdem ist die Wirkung spektakulär. Schade nur, dass man nicht die unmittelbaren Vorarbeiten Tübkes dazu direkt daneben zeigt. Die

hängen gemeinsam mit allen anderen Arbeiten im Schloss, bereichert durch vier Kostüme der Bonner Inszenierung, sodass man überprüfen kann, wie genau den Vorgaben gefolgt worden ist.

Für Tübke war der Auftrag die Rehabilitation als öffentlicher Künstler. Sein „Freischütz“-Komplex knüpft nahtlos ans Frankenhäuser Monumentalbild an: im manieristischen Gestus der Figuren und im historischen Anspruch. Tübke wählte die Zeit des Dreißigjährigen Kriegs als Handlungszeit der Oper, während in Bad Frankenhausen der hundert Jahre zuvor niedergeschlagene Bauernkrieg Thema ist. Entsprechend zahlreich sind auf den Entwürfen die *Memento mori*, die es aber dann gar nicht in Del Monacos Inszenierung schafften. Nur der Spielvorhang und ein Prospekt deuteten noch die Schrecken der Epoche an. Acht Jahre vor der Bonner Premiere hatte Joachim Herz den „Freischütz“ zur Wiedereröffnung der rekonstruierten Semperoper in Dresden auch schon als Kriegsstück inszeniert – mit zahlreichen über die Bühne verstreuten Knochen und Waffen. Die DDR war also mutiger. Ob Tübke 1985 im Dresdner Publikum gegessen hat? Opernfied mag er ja gewesen sein, aber als Professor für Male-ri war er auch prominent genug, um sich in die politische Wolfsschlucht begeben zu haben. ANDREAS PLATTHAUS

Welttheater Wolfsschlucht – Werner Tübkes Bühnenarbeiten für den „Freischütz“. Im Schloss Elisabethenburg und im Theatrumuseum Meiningen; bis zum 15. September. Der kleine, aber material- und anekdotenreiche Katalog kostet 8 Euro.



Meditiert viel zusammen, wenn der buddhistische Tag lang ist: Lama (Kelsang Choejey)

Foto MFA - FilmDistribution

Auf Anweisung von ganz oben: Demokratie

Das Land Bhutan hat's gut – „Was will der Lama mit dem Gewehr?“ von Pawo Choyning Dorji im Kino

Das Königreich Bhutan an den südöstlichen Abhängen des Himalayas hat einen gewissen Ruf als Land des Glücks. Der Fortschritt wird dort anders berechnet als mit den nackten Zahlen eines Bruttoinlandsprodukts. Unbestiegene Berge und unabgeholzte Wälder gehen in die Kalkulation ein, die Kontostände sind (wo ein Konto vorhanden ist) weniger wichtig als ein Zustand von Zufriedenheit, für den es nicht wirklich Tabellen gibt. Längst hat sich der Mythos vom Glück in Bhutan auch verselbständigt, und seit die Menschen selbst in entlegeneren Dörfern schon Tiktok auf ihren Telefonen installiert haben, steht der besondere Charakter des Gemeinwesens auf dem Spiel.

Zeit also für eine kleine Inventur, die man am besten nicht dem Statistischen Zentralamt überlässt, sondern einer künstlerischen Seele. Der Film „Was will der Lama mit dem Gewehr?“ von Pawo Choyning Dorji erzählt eine Begebenheit aus dem Jahr 2006, die sich in jeder Hinsicht als Modernisierungsindikator begreifen lässt. Denn damals wurde in Bhutan die Demokratie eingeführt, und zwar auf Anweisung von ganz oben. Der König selbst wollte sich von einem absoluten in einen konstitutionellen Monarchen verwandeln. Um eine Kammer mit Volksvertretern zu beschicken, mussten die Menschen aber zuerst noch ein wenig üben.

Für dieses Probelaufen mit fiktiven Parteien wird eine Wahlhelferin in die Provinz geschickt, die für eine möglichst hohe Wahlbeteiligung sorgen soll. Kein einfaches Unterfangen, denn den Menschen leuchtet nicht sofort ein, was sie von einer Abstimmung haben sollen. Es gibt aber auch Leute, die sich rasch an die neuen Gegebenheiten anpassen. Für eine Kandidatur interessieren sich eher diejenigen, die auch jetzt in der lokalen Gemeinschaft das Sagen haben und die vergleichsweise

wohlhabend sind. So wohlhabend, dass ein einfaches Fernsehgerät als Wahlschenk durchaus vertretbar ist.

In seiner Kultur gibt es kein Wort für Erzählung, hat der Regisseur Pawo Choyning Dorji gelegentlich bei Interviews erzählt. Der entsprechende Begriff wäre am ehesten zu übersetzen mit „einen Knoten lösen“. In der Sprache der internationalen Drehbuchverwertung würde man von einer Dramaturgie mehrfacher Handlungsfäden sprechen. In „Was will der Lama mit dem Gewehr?“ lernen wir verschiedene Menschen aus Bhutan kennen. Neben der Wahlhelferin Tshomo noch den jungen Benji, der sich als Fahrer und Übersetzer für einen Amerikaner verdingt.

Der sucht Waffen in Bhutan, auch kein einfaches Unterfangen, aber es gab früher Kriege mit Tibet, und aus dieser Zeit sollten noch einige Feuerwaffen irgendwo im Umlauf sein. Als sich eine findet, erweist sie sich auch tatsächlich als wertvoll. Nicht im Sinne der ursprünglichen Bestimmung, aber als Sammlerstück. Sie stammt nämlich aus dem amerikanischen Bürgerkrieg. Habent sua fata...

Während Mister Coleman sich ohne großes Verständnis für die kulturellen Umstände durch die Gegend fahren lässt, ist noch ein anderer Mann auf der Suche nach einer Waffe: Der Mönch Tashi wurde von seinem Meister beauftragt, eine zu besorgen. Dieser Lama hat sich eigentlich eine zweijährige Meditation vorgenommen, die er aber nun unterbricht, ohne genauer zu erläutern, was er vorhat. Hat er vielleicht irgendwie mitbekommen, dass im Fernsehen ein Film mit James Bond gelaufen ist und dass das legendäre Waffenarsenal des britischen Geheimagenten auch in Bhutan Eindruck gemacht hat? Das Wort Gewaltmonopol hat in diesem Land allerdings eine etwas an-

dere Bedeutung als sonstwo, weil Gewalt insgesamt kaum in nennenswertem Maß zu verzeichnen ist. Konflikte, Spannungen, Verletzungen aber gibt es auch im buddhistisch geprägten Bhutan, wie Dorji an der Figur von Benjis Ehefrau deutlich macht. Oder an dem Vater der Schülerin Yuphel, der tief in die Loyalitäts- und Neidverhältnisse seiner Dorfgemeinschaft verstrickt ist.

Pawo Choyning Dorji hat seinem Heimatland Bhutan im Alleingang zu einem Nationalkino verholfen. 2019 wurde er mit „Lunana“ bekannt, der Geschichte eines jungen Lehrers, der in die angeblich abgelegenste Schule der Welt geschickt wird und dort eine Liebe zu traditionellem Liedgut entdeckt. Es war ausgerechnet das Studium des Buddhismus, das Dorji den Weg zum Kino wies.

Schon sein Meister hatte nämlich einen Film gedreht, der zu einem internationalen Erfolg wurde. In „Spiel der Götter“ wird mit einem Augenzwinkern die Verführbarkeit buddhistischer Mönche durch Fußball aufs Korn genommen. Dorji bewegt sich nun ähnlich souverän in einem Bereich, der die spezifische Kultur von Bhutan mit den Strukturen des Weltkinos verbindet. An „The Monk and the Gun“ (so der internationale Verleihtitel von „Was will der Lama mit dem Gewehr?“) sind Produktionsfirmen aus den USA und mehreren Staaten Südostasiens beteiligt.

Schon mit „Lunana“ war Dorji auf zahlreichen Festivals vertreten, auf denen Diversität längst ein zentrales Gebot ist. Und wenn man von Bhutan davor nur durch einen relativ populär gewordenen österreichischen Dokumentarfilm („What Happiness Is“ von Harald Friedl) oder durch gelegentliche Fernseh- oder Zeitungsreportagen wusste, so hat das Land nun auch einen Chronisten mit viel

Sinn für die Tücken von Modernisierungsprozessen. Die vielleicht beste Pointe von Dorjis Film entsteht daraus, dass er die symbolische Kraft von Feuerwaffen als Phallussymbole mehr oder weniger beim Wort nimmt. „Was will der Lama mit dem Gewehr?“ spielt dabei auch mit einem Bildgedächtnis, das indigene Völker immer schon mit Widerstand gegen Dominanz und Ausbeutung gesehen hat. Was der Lama nämlich tatsächlich mit dem Gewehr will, das löst sich nicht zuletzt in einem Ritual auf, bei dem man an nordamerikanische Ureinwohner genauso gut denken könnte wie an die Schamanen eines Schabernackstern wie Werner Herzog. Eine paradoxe Intervention, die allerdings ins Herz der buddhistischen Gedankenwelt führt.

Es gibt keine Paradiese mehr auf dieser Welt, und auch Bhutan bildet keine Ausnahme. Daran ändert auch die prächtige Landschaft nichts, vor der Dorji seine Handlungsfäden spinnt. Während eine alte Büchse und ein hölzerner Lingam durch die Gegend getragen werden, entwickelt sich noch ein subtiler Gag: die Schülerin Yuphel, die Zukunftsfigur für Bhutan, wünscht sich von ihrem Vater einen Radiergummi, bekommt dann einen von anderer Seite und verzichtet schließlich darauf. Das einfache Utensil, das lange Zeit zu der Erstaussstattung von Schulkindern gehörte, ist das Dingsymbol für die Revidierbarkeit in Lernprozessen. Wer etwas falsch schreibt, löscht es aus und schreibt etwas Neues darüber. Pawo Choyning Dorji erzählt von den Lernprozessen eines friedlichen Landes, das sich mit Phänomenen konfrontiert sieht, die man auch mit einer tausendjährigen Meditation nicht weggeben kann. Er bezeugt aber mit seinem Humor: Wir dürfen uns Bhutan weiterhin als glückselig begabt vorstellen. BERT REBHANDL

Was gibt's da zu sehen?

Schau mal, die fliegen!

Olympisch Kurioses:
Segeln



der auf die Startblöcke begeben und ihre Gliedmaßen kurz schütteln, bedarf es eines an Seglergeschick, die Boote erneut in eine gute Position hinter die Startlinie zu steuern. Ästhetisch betrachtet, ist Segeln (zehn Regatten finden insgesamt statt) im Gegensatz zum Kugelstoßen allerdings ein Genuss. Man sieht den Booten dabei zu, wie sie über das glitzernde Meer brausen, gesteuert von tollkühnen Frauen und Männern, die dem Wasser je nach Disziplin gefährlich nahe kommen. Das hat etwas Meditatives. Unerhört laut geschreut und gestöhnt wird hier ebenfalls nicht, was einen sofort fürs Segeln einnimmt.

Nun aber zu der kuriosen Bezeichnung iQFOiL: Es handelt sich dabei um eine neue Windsurfdisziplin, die in Paris zum ersten Mal in der olympischen Geschichte auf dem Programm steht. Sie ersetzt die bisherige Bootsklasse RS:X. Wieder ein Begriff, bei dem nur Recherche hilft. Statt eines Daggerboards (auch „Schwert“) ist an seiner Unterseite ein sogenanntes Hydrofoil angebracht, ein Tragflügel, und bei hoher Geschwindig-

keit – wir sprechen hier von mehr als 30 Knoten – fliegt das Board wie ein Geschoss übers Meer. Ja, es sieht tatsächlich so aus, als würden Brett und Surfer fliegen, und kurz hat man den Eindruck, dies könne unmöglich mit rechten Dingen zugehen. Wo ist der Motor? Biswilen ragt das Board nämlich bis zu einem Meter aus dem Wasser. Dass die Sportler bei diesem Ritt Helme tragen, versteht sich von selbst. Eine schnellere olympische Windsurflasse gibt es nicht – bislang jedenfalls. Gut vorstellbar, dass irgendwann nachgerüstet wird. Schneller geht immer.

Da kann die gute alte Jolle nicht mithalten. Das 1949 von einem schwedischen Bootskonstrukteur entworfene Ein-Mann-Segelboot mit dem schönen Namen Finn-Dinghy zum Beispiel, von Kennern kurz Finn genannt, gab sein Debüt bei den Olympischen Spielen 1952 in Helsinki und nahm 2020 in Tokio von der olympischen Bühne Abschied. Das Windsurfen auf einem Brett, das abhebt, mag spektakulärer sein, eleganter aber ist das Finn-Dinghy. MELANIE MÜHL